

Teil I

Kapitel 1

Bei einem meiner ersten Sprünge in die Vergangenheit kam ich in meiner Familie im Holzfällerdorf Krasnowo zu mir. Das Dorf befand sich inmitten des wilden Nordrusslands. Es war eine kleine hölzerne Hütte am Flussufer, die halb in den Erdboden eingegraben stand. Es gab nur einen engen Wohnraum, ein kleines Fenster und eine Eingangstür, die sich nur einige Meter über dem Wasserspiegel des Flusses befand. Draußen knisterte der Winterfrost. Als kleiner Bub kuschelte ich mich in einer flauschigen Decke bei meiner Mutter ein. Sie, Ende dreißig, verkörperte in meinen Augen die wunderschöne keltische Erdgöttin Rosmeta, deren Abbild ich in Tante Annas Buch gesehen hatte. Rosmeta sorgte für die Fruchtbarkeit der Felder und Äcker. Sie wurde jedoch in Mutters menschlicher Gestalt vom unwürdigen Schicksal in Form sowjetischer Dämonen gedemütigt, die ihr den Zutritt zum Ackerbau verwehrten. Ich verhielt mich auf ihrem Schoß still, schnappte jedoch alles auf, worüber die Erwachsenen sich unterhielten. Obwohl ich auf Mutters Schoß saß, schaffte sie es, dabei noch zu stricken. Dicke Wollsocken hatten wir alle nötig. Der kleine Ofen spendete etwas Wärme und einige Talglichter entrissen unsere Antlitze der Dunkelheit des engen Raums. Mein Vater, Mitte vierzig, war ein hochgewachsener hagerer Mann mit einem schmalen markanten Gesicht. Er hätte aus Rembrandts Porträt des Mannes mit dem Goldenen Helm, der jedoch nicht sichtbar

war, stammen können. Dieses Bild hatte ich mal in einer Zeitung gesehen und es hatte sich in mein kindliches Unterbewusstsein eingeschleust. Vater schaute uns mit seinen besorgten hellgrauen Augen an und meinte: „Na, Gott sei Dank haben wir jetzt eine dürftige Unterkunft. Nicht zu vergleichen mit der Beengtheit in Popowitza.“ Mutter blickte kurz von ihrer Handarbeit auf. „Ja, das stimmt. Aber es hätte auch anders kommen können ... Da haben sie uns hierher in die kälteste Gegend verschleppt, um unsere Arbeitskraft auszubeuten, wollten uns jedoch noch nicht mal ein Obdach dafür geben ...“ „Ja, das stimmt, aber überall gibt es gute Menschen“, versuchte Vater die Aufregung der Mutter etwas zu dämpfen.

„Wer hat uns denn geholfen?“, wollte ich unter meiner dicken Decke genauer wissen. Mir schien dieser gute Mensch, von dem Vater sprach, ein Heiliger zu sein, den ich unbedingt kennenlernen wollte.

„Es ist der Leiter der Holzfällerverwaltung, in der ich arbeiten muss, Herr Machow. Er überredete den Jagdaufseher Alexander Pavlow, uns seine Banja¹ kostenlos zur Verfügung zu stellen. Es ist zwar eng, aber wenigstens bewahrt es uns vor dem harten Winter.“

Ich fand es wunderbar, in einer Banja zu wohnen, und konnte mir keinen gemütlicheren Ort vorstellen. Das helle Holz umgab uns und duftete durch die Ofenglut nur noch aromatischer. Meine Mutter warf einen verzweifelten Blick ins lodernde Feuer des Ofens. „Den

¹ Sauna

Platzmangel werden wir schon überstehen. Aber wir haben fast nichts zu essen.“

„Ich bete Tag und Nacht zu Gott! Er wird uns nicht im Stich lassen!“, entgegnete unsere alte Tante Anna und wischte sich die Tränen von ihren blassen, eingefallenen Wangen. Sie war schon in jenem Alter, in dem der Inbegriff der mennonitischen Frömmigkeit in ihrem feinen, tugendhaften Gesichtsprofil deutlich Spuren hinterlassen hatte. Meine Schwester Marie schmiegte sich an sie und ihre großen grünen Augen hatten einen ratlosen Ausdruck. Mein großer Bruder Willi schaute Vater vertraut an und äußerte sich entschlossen: „Ich werde dir auch beim Schärfen der Sägen helfen. Ich bin ja schon beinahe siebzehn. Wir werden nicht hungern!“ Dabei zuckte er mit seinen jugendlichen Achseln.

Vater tätschelte ihn an den schwächtigen Schultern und ergänzte: „Ja, mein Junge! Zu zweit werden wir es schon schaffen, unsere Mägen zu füllen. Mein Vorgesetzter, Herr Machow, hat dich schon in die Arbeitsliste eingetragen. Ich werde dir zeigen, wie man Sägen und Äxte schärft und repariert, damit die Holzfäller ihre Arbeit erledigen können.“

Meine Mutter streichelte behutsam meinen Wuschelkopf. Auch ihre braunen Augen strahlten entschlossen: „Ich werde versuchen, in den nahen Dörfern einige Kleidungsstücke, die wir aus Deutschland mitgebracht haben, für etwas Essbares einzutauschen. Die einheimischen Russen leben voll und ganz von ihrer privaten Landwirtschaft. Sie bestellen Kartoffelfelder, züchten

Nutztiere. Wir haben nichts davon und müssen bei null anfangen.“

„Bis zum Frühling müssen wir es noch aushalten. Dann werden wir auch versuchen, Kartoffeln anzubauen“, beruhigte uns Vater. Er legte noch ein paar Holzscheite in den Ofen. Das Feuer flammte hoffnungsvoll auf.

Doch Anfang Mai des Jahres 1946 zeigte sich, dass all diese Ideen nicht gereicht hatten, um unsere Familie aus der Hungersnot zu retten. Deswegen tauschten unsere Eltern ein Fahrrad, das sie aus Deutschland mitgebracht hatten, gegen zwei Säcke Saatkartoffeln ein. Mein Bruder Willi protestierte dagegen heftig, aber die rechtzeitige Bestellung des Kartoffelfeldes war die einzige Möglichkeit, ab Herbst unsere Nahrungsvorräte zu sichern. Doch bis dahin standen uns noch die langen hungrigen Sommermonate bevor. In diesem Zeitraum hatten wir fast nichts zu essen. Die knappen täglichen Rationen von Brot (jeweils etwa 300 Gramm), die nur mein Vater und mein Bruder erhielten, wurden unter uns allen aufgeteilt, was bei Weitem nicht ausreichte. Das Problem war, dass die Ischdewenzi, die Nichtwerk-tätigen, Marie, Mutter, ich und die alte Tante Anna, nichts vom Staat bekamen – weder Geld noch Nahrungsmittel. Das erbarmungslose sozialistische Prinzip lautete: Wer nicht arbeitet, der bekommt auch nichts zu essen! Als Folge dieser Regel verhungerten viele Menschen. Um dem Tod zu entgehen, musste man wenigstens eigene Kartoffeln haben. Aber die frisch angesiedelten Russlanddeutschen und Krimtataren hatten

kaum finanzielle Möglichkeiten, die kostbaren Knollen in ausreichender Menge zu erwerben. Wir waren durch unser altes Fahrrad eine Ausnahme, doch bis zur Kartoffelernte dauerte es noch lange. Um hungrige Mägen zu füllen, suchten wir verschiedene essbare Kräuter in der Umgebung. So kochte unsere Tante Anna für uns alle Brennnesselkraut, das als Frikadelle mit wenig Öl angebraten wurde. Und aus Sauerampfer wurde Suppe gekocht. Beim Sammeln half ich mit ganzer Hingebung. Keine Wiese war vor mir sicher, ich lernte die Kräuter zu unterscheiden und brachte sie freudestrahlend in unsere Hütte. An glücklichen Tagen fand ich sogar Pilze. Die wenigen Täublinge, die ich nach Hause brachte, aßen wir einfach im rohen Zustand, aber sättigen konnten sie uns leider nicht. Ein paarmal brachte Vater einige Fische, die er mithilfe eines geliehenen Netzes aus dem Fluss fischte. Aber das waren seltene Feste. Bald schwand unsere Lebenskraft. Da unsere Eltern das meiste Essen uns Kindern gaben, waren sie als Erste am Ende ihrer Kräfte. Als unser Vater deswegen nicht mehr arbeiten konnte, entschloss er sich, ins nächste Krankenhaus zu gehen. Wir hatten gehört, dass es dort ein wenig zu essen gab für die Kranken. Doch das Krankenhaus befand sich in dem Dorf Nikitino, das 13 Kilometer von unserem Ort entfernt lag. Auf halbem Weg musste man sogar den breiten Fluss Unscha mit einem Kahn, der von einem Fährmann gesteuert wurde, überqueren. Das Schlimmste daran war, dass wir nicht wussten, ob unser Vater gut angekommen war, denn es gab keine telefonische Verbindung zwischen den Ortschaften.

Zusätzlich zu den Sorgen schwanden vor Hunger auch unsere Kräfte dahin. Daher befanden wir uns in einer Art geistiger Vernebelung. Ich träumte im Delirium, wie unser Vater auf dem Kahn durch gefährliche Gewässer fuhr – und der Fährmann erschien mir in einem dunklen Umhang bedrohlich und angsteinflößend. Auch alle anderen machten sich große Sorgen. Und so beschloss Mutter nach einigen Tagen, ihn zu suchen. Doch auch sie blieb verschwunden.

Wir verbrachten Tage voller Angst und Sorge. Schließlich wollte auch Willi losziehen. Ich sprang ihm an den Hals und bat ihn, mich mitzunehmen. „Ich ertrage das Warten nicht!“, weinte ich an seinem Hals. Ruhig versprach er mir: „Ich werde wiederkommen und bringe die Eltern mit. Und du bist jetzt der Mann im Haus. Achte auf Marie und Tante Anna! Das ist jetzt deine große Aufgabe.“

Angesichts des Ernstes der Lage und meiner neuen Verantwortung hörte ich auf zu weinen und versuchte mich – trotz meiner erst vier Lebensjahre – erwachsen zu benehmen. Tante Anna gab Willi für die Eltern zehn gebratene Frikadellen aus Brennesseln mit. Es waren fast unsere letzten Vorräte.

Zu unserem großen Erstaunen kam Willi schon am nächsten Morgen zurück. Er fiel direkt ins Bett, murmelte: „Die Eltern sind am Leben“, und schlief direkt ein. Noch in der Nacht war Willi im Krankenhaus eingetroffen und hatte dort, Gott sei Dank, die noch lebenden Eltern angetroffen. Ihre Körper waren noch vom erlittenen Hunger geschwollen, doch die Krise schien

vorbei zu sein. Zwar fühlten sie sich noch schwach, doch sie bekamen im Krankenhaus etwas zu essen. Sie hatten Glück, dass sie noch rechtzeitig eingetroffen waren. Der Oberarzt war den Russlanddeutschen wohlgesonnen. Er tat alles, damit unsere Eltern bald auf die Beine kamen. Doch als Willi den Eltern die Frikadellen aus Brennesseln überreichen wollte, entdeckte er, dass seine Tasche leer war. Zuerst konnte er es nicht fassen und durchwühlte alle seine Sachen, und allmählich ging ihm auf, dass er sie auf dem Weg wohl selbst aufgegessen haben musste. Sein Geisteszustand war vom Hunger so geschwächt, dass er sich nicht mehr daran erinnern konnte. Er wusste auch nicht, wie er noch in derselben Nacht nach Hause gekommen war. Am frühen Morgen vernahm er Tante Annas Stimme, die ihn zu Arbeit weckte ...

Eine Woche darauf kamen unsere Eltern nach Hause. Sie hatten sich im Krankenhaus etwas erholt. Es begannen bessere Zeiten. Mein Vater konnte wieder arbeiten. Meine Mutter verkaufte einen warmen Mantel, den sie noch in Deutschland erworben hatte, für 900 Rubel auf dem Markt. Für dieses Geld kaufte sie dann eine Ziege, die bis zu drei Liter fettreiche Milch am Tag gab. Ich hatte großen Respekt vor diesem gehörnten Tier. Es kam mir ziemlich würdevoll vor. Ihr prächtiges Fell schimmerte silbrig grau. Am Anfang versuchte ich die Ziege zu streicheln, wurde jedoch eines Besseren belehrt. Das Tier schaute mich mit seinen länglichen gelben Augen abschätzig an und senkte leicht das Haupt in

meine Richtung, sodass die gekrümmten Hörner unmissverständlich eine Drohung aussprachen. Ich machte schleunigst kehrt und beobachtete sie von Weitem. Nach einiger Zeit merkte ich, wie gern die Ziege frisches Gras mochte. Ich wartete ab, bis meine Mutter sie im Gehege eingeschlossen hatte, und rupfte einige Büschel Gras auf der Feuchtwiese. Vorsichtig näherte ich mich der Ziege erneut, an der ausgestreckten Hand das köstliche Mahl. Nun kam mir ein freudiges Meckern entgegen und die Leckerbissen wurden aus meinen Händen verspeist. Das Eis zwischen uns war gebrochen. Es dauerte nicht lange und sie ließ sich von mir streicheln. Ihre fette Milch stärkte mich zudem zunehmend.

Ende August wucherten zu unserer großen Freude unzählige Steinpilze, die wir dann in großen Mengen aus dem nahen Wald holten. Die Pilze wurden gekocht, gebraten und gierig verschlungen. Auch der Fischfang, den Vater und Willi betrieben, brachte immer mehr ein. Allmählich ging es uns besser. Zum ersten Mal hatten wir eigene Kartoffeln! Das kleine Feld mitten im Wald, das zuvor im Frühjahr 1946 von meinen Eltern und Geschwistern bestellt worden war, wurde erfolgreich abgeerntet. Nun stand mitten auf unserem Tisch eine große Schüssel mit dampfenden Pellkartoffeln! Tante Anna sprach das Tischgebet und der Schmaus begann. Nie wieder schmeckte mir eine Mahlzeit so gut wie damals!

Gesättigt von der einfachen Kost, spielte ich immer öfter draußen vor unserer Erdhütte am Fluss. In Begleitung meiner zehn Jahre älteren Schwester Marie wartete ich am sandigen Strand. Das klare Wasser floss unaufhörlich über den gelben sandigen Boden dahin. Ich ging an einer seichten Stelle hinein und lief nackt herum. Das lauwarne Wasser spritzte in alle Richtungen und ich lachte und kreischte. Marie freute sich für mich, blieb aber am Ufer stehen. Sie schien mit ihren 14 Jahren schon fast erwachsen zu sein und nahm ihre Aufgabe, auf mich aufzupassen, sehr ernst. Ich beobachtete mit groß aufgerissenen Augen das Fischtreiben unter Wasser. Und plötzlich fühle ich mich ebenso fischartig im nassen Element. Und wirklich – mein winziger magerer Körper ähnelte einem Gründling, der blass und fast durchsichtig in stillen Fluten dahinschnellte. Doch ich durfte nicht zu tief ins Wasser. Marie rief mich dann in unserer plattdeutschen Muttersprache: „Rene! Rut ut dem Woot!“² Damals hätte ich unmöglich wissen können, dass das Plattdeutsche sich von dem Hochdeutschen wesentlich unterscheidet und es leider keine einheitliche Rechtschreibung gab. Erst nach vielen Jahren merkte ich dies und hatte große Schwierigkeiten, mich auf Hochdeutsch umzustellen. Doch ich schaffte es irgendwann und verlernte dafür das Plattdeutsche, die Sprache meiner Kindheit.

² „Rene! Raus aus dem Wasser!“